

# Die melancholische Romantikerin

*Wenn man nicht nach seiner Art  
glücklich sein kann,  
so bleibt einem nichts übrig,  
als sein Leid zu lieben.*

ELISABETH

Elisabeth kann – lange nach dem Ausklang der romantischen und biedermeierlichen Zeit – als eine letzte Nachfahrin, ja als eine späte Ikone der Romantik gelten. Es war die Gemütsverfassung, die Weltanschauung, die Poesie und die Mentalität des romantischen Lebensgefühls, die ihre Psyche bestimmten.

Die Romantik als ein Phänomen der raffiniertesten Naivität ist immer gekennzeichnet durch einen Aufruhr der Gefühle, durch glänzende und zugleich dunkle Genialitäten. Was die Romantiker des 19. Jahrhunderts wollten, hat einer ihrer größten Dichter, Novalis, mit wenigen Worten ausgedrückt: »Die Welt muß romantisiert werden. So findet man den ursprünglichen Sinn wieder.«

Den »ursprünglichen Sinn« wiederzufinden hat auch die romantische Elisabeth beseelt. Aus vielen Gedichten und Äußerungen wird erkennbar, daß sie sich wie Novalis nach einer bewußten Wiederverzauberung der Welt gesehnt hat und bemüht war, hinter dem sogenannten Alltäglichen, hinter den Kulissen kühler, rationaler Zivilisation das Eigentliche, Geheimnisvolle zu erkennen und mit dem eigenen Leben zum Ausdruck zu bringen. Dazu gehört auch die Zerrissenheit, die Ironie, die alles durchschaut, der Schauer des Gefühls, der es wieder verzaubert, die Melancholie.

Die Trauer hat Elisabeth geholfen, Abschied zu nehmen – immer wieder –, die Melancholie (vielleicht am besten mit dem altmodischen Wort »Wehmut« zu charakterisieren) bewahrt das Verlorene auf. In der Depression dagegen ist das Gefühl für das Verlorene verlorengegangen. Dörthe Binkert hat sich in ihrem Buch »Die Melancholie ist eine Frau« deshalb dagegen gewehrt, die Melancholie – wie es heute in der Psychiatrie geschieht – mit Depression gleichzusetzen. Mit der Melancholie nimmt sich der Mensch das Recht auf leise Töne, auf Traurigkeit, auf zeitweiligen Rückzug, auf Nachdenklichkeit.

Das Wesen der Melancholie ist der Wandel; auch deshalb korrespondiert sie so trefflich mit der Unruhe, die sich wie ein Leitmotiv durch Elisabeths Leben zog. In der melancholischen Stimmung bereitet sich das Neue vor, indem Altes, Ver-



*Elisabeth gab sich  
genau ihrer  
Melancholie hin.*

lorenes noch einmal vergegenwärtigt wird, bevor es in der Erinnerung aufgehoben wird.

Oft ist versucht worden, Elisabeths Wesen – zumal in den letzten Jahren ihres Lebens – auf einen einheitlichen Nenner zu bringen, ihre Ängste, ihre Rastlosigkeit, ihre Anfälle von Melancholie und seelischer Verstimmung, ihre Menschen-scheu als Ausdruck einer pathologischen Psyche zu deuten. Zu wenig verstehbar erscheint ihr Leben, zumal in den letzten beiden Jahrzehnten ihres Lebens, zu wenig nachfühlbar. Leicht bei der Hand ist dann die Diagnose »anormal«, »neurotisch«, »psychotisch«. Und allzu forciert lesen sich diese Diagnosen über Elisabeths psychisches Erleben als Sammelsurium von Feststellungen allerlei »Abnormalitäten«. Dabei wird nur das »anormal« genannt, was nicht mehr faßbar, nicht mehr verstehbar erscheint. Vielleicht ein Problem aller psychologischen Diagnostiker, die an Elisabeth herumdeuten. Sie begreifen das »Warum« nicht. Oder sie begnügen sich mit dem hilflosen Eingeständnis, vor einem Rätsel zu stehen. Vor dem Rätsel eines unbegriffenen, eines unbegreifbaren Lebens.

Wer immer einen solchen Versuch unternimmt, hat sich das Problem falsch gestellt. Es gilt hier nicht zu vereinheitlichen, sondern Elisabeths Charakter gerade in seiner Differenziertheit zu erfassen. Zu verstehen ist ihr Leben auch in den letzten Jahren durchaus.

Allzuoft wird als Erklärungsmuster die desolante Familientradition ins Spiel gebracht, das ominöse »Wittelsbacher Erbe«. Die Schicksale mancher Mitglieder der weitverzweigten Wittelsbachischen Familie sind tatsächlich nicht anders als ungewöhnlich zu bezeichnen. Neben höchster militärischer, geistiger und künstlerischer Begabung finden wir die traurigsten Bilder frühen geistigen Verfalls.

So ist es kein Zufall, wenn viele auch bei Elisabeth angesichts der starken seelischen Belastung eines Lebens voller Tragik die erblichen Fehler ihres Hauses feststellen. Zumal sie seit 1872, dem Todesjahr ihrer Schwiegermutter Sophie, ihre Launen und »Seltsamkeiten« ungehindert auszuleben begann. Sie schaffte sich ihre eigene Welt, ganz ähnlich wie ihr Freund Ludwig, und war es nicht eine Welt des Wahns? Hat sie in den letzten zwanzig Jahren ihres Lebens, eines Lebens voll geradezu exklusiver Melancholie, nicht den Ausspruch wahr gemacht, den sie bei einem Tischgespräch äußerte: »Wenn man nicht nach seiner Art glücklich sein kann, so bleibt einem nichts übrig, als sein Leid zu lieben«? War sie nicht in ihre Krankheiten verliebt, wie so viele Menschen mit neurasthenischer Disposition? War es nicht der Lebenszweck ihrer letzten beiden Jahrzehnte, sich jeglicher Pflicht zu entziehen, alle Ansprüche abzuweisen, ihre Versponnenheiten auszuleben? Hatte sie denn nichts mehr im Leben? Sie entzog sich der auf sie ein-stürmenden Realität, und niemand mehr rief sie zur Ordnung. Keiner



Elisabeth  
1872

hatte einen nennenswerten Einfluß auf sie. Alle hatten sich damit abgefunden, daß sie ihren Schatten nachjagte. Sie war auf eine furchtbar deprimierende Weise allein gelassen.

Elisabeth gab allen Impulsen zur Flucht nach, getrieben von einer inneren Unrast. Doch lange lagen die Jahre der Rebellion zurück, der Auflehnung gegen den Hof, gegen ihre Schwiegermutter, gegen Franz Joseph. Und längst war der Zorn verrauchet, Elisabeth empfand für ihren Mann kaum noch etwas anderes als

ein gewisses Mitleid. Schließlich ging sie nur mehr mit schlafwandlerischer Sicherheit durch die Nacht ihres Lebens.

Die Kaiserin zeigte eine instinktive Abwehr vor Ärzten, sie hatte nicht das geringste Vertrauen in die medizinische Kunst. Keiner der vielen Ärzte, die konsultiert wurden und sie mit ihren Diagnosen verwirrten, begriff annähernd den inneren Zusammenhang ihrer physischen Anfälligkeit mit ihrem psychischen Leiden.

Die Nacht von Mayerling im Januar 1889, als ihr Sohn Rudolf sich und seine Geliebte Mary Vetsera umbrachte, bedeutete in verschiedener Hinsicht eine Wende. Sie rief in Elisabeth eine regelrechte Gewissenskrise hervor. War sie wirklich die Mutter gewesen, die sie hätte sein sollen? War sie nicht viel zu oft abwesend, unzugänglich für ihre Kinder? Sie stürzte sich in massivste Selbstvorwürfe, übertrieb ihre Verantwortlichkeit, verlor sich in Anklagen. Ihr immer schon latenter Aberglaube steigerte noch ihre Gewissensbisse. Elisabeth glaubte an Begegnungen, an Warnungen und Zeichen des Schicksals. Hatte Rudolf nicht das Schicksal herausgefordert, als er bei einer Jagd in Bayern einen weißen Hirsch erlegt und an der Adria auf Delphine geschossen hatte?

Losgelöst schließlich von aller irdischen Realität, durchstreifte die Kaiserin die fremden Städte und fernen Länder, eilte sie durch die Gassen Tangers oder Algiers, sah man sie in Brighton, in Biarritz, Cannes oder Genf. Längst waren ihre Launen zu Marotten geworden, längst hatte sie jeglichen Sinn in ihrem sich un-  
aufhörlich verflüchtigenden Dasein verloren. An einem wunderschönen Septembertag des Jahres 1898 senkte sich dann die Nacht, die nicht vergeht, auf sie herab.

Was wissen wir von Elisabeth? Die Bilder dieses Buches geben trotz aller verschwenderischen Fülle nur einen ungefähren Eindruck, und doch lassen sie zumindest erahnen, warum die Kaiserin von Österreich und Königin von Ungarn uns heute noch zu interessieren, ja zu bewegen vermag. Sie wirken in ihrer strengen Kühle wie Tableaus einer ferngerückten Vergangenheit, schon so vieldeutbar historisch, daß etwas anderes als eine stilisierte Geschichte kaum erkennbar werden kann. Man spürt – bei den Malern noch mehr als bei den Photographen – die Absicht, Elisabeths unsichtbare Aura sichtbar zu machen und auf die Leinwand, auf den Film zu bannen. Aber die Wandlungen ihrer konkreten Gestalt oszillieren und lassen kaum mehr als einen Schimmer, einen schillernden Eindruck zurück.

Je länger man die Bilder von Elisabeth betrachtet, desto inkommensurabler, unbegreiflicher erscheint ihre Schönheit, ihre innere Größe, ihr Schmerz. Da wirkt es fast schon erleichternd, daß wir von ihr aus späteren Lebensjahren keine Photos mehr haben, weil sie nach ihrem 40. Geburtstag jede Aufnahme kategorisch ablehnte. Sie verbarg sich, machte sich zum Geheimnis. Schleier und Fächer wurden zu Insignien ihrer Trauer. In dieser Chiffre, auch Stilisierung ist sie lebendig geblieben, ja unsterblich geworden, eine Legende, ein Mythos. Nur so, nicht anders wollte sie uns nah bleiben. Elisabeth, die uns ohne Lächeln anblickt. Elisabeth, die uns direkt trifft, ohne Umweg, ins Herz. Sie war das Bild, das uns anrührt, uns auf fast verwegene Weise für sie einnimmt. Sie war das letzte Märchen.

